

SOZIALISMUS



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3 gefaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 13 • 38. Jahrgang

Berlin, den 26. März 1932

Zarifverhandlungen aufgelogen!

Die Verhandlungen über Erneuerung des Deutschen Buchdruckerarbeitsvertrages, dessen Bestimmungen auf unseren Reichstaxi sinngemäß Anwendung finden und deshalb für uns von ausschlaggebender Bedeutung sind, haben nach einhelligem Beschlusse der Vorläufigen Ausschüsse gefunden, das heißt sie sind durch das Verhalten der Unternehmer aufgelogen. Unsere Leser sind über die Forderungen und Wünsche der Unternehmer durch Veröffentlichung der Anträge eingehend unterrichtet und werden gemerkt haben, worauf der Deutsche Buchdrucker-Verein hinauswollte. Schon die Bestimmungen des Manteltarifs sollten den Prinzipalen eine erneute Lohnsenkung bringen, die schätzungsweise mit mehr als 30 Prozent nicht zu gering berechnet ist.

Eine Verschlechterung fast aller Bestimmungen über Arbeitszeit, tarifliche Zuschläge, Feiertagsbezahlung, Überstunden usw. war Hauptforderung der Unternehmer. Dazu hatten sie den ganzen Tarif umgebaut, um gründlich „reformieren“ zu können. So wollten sie die Ausschläge für Arbeitsstunden außerhalb der täglichen Arbeitszeit um rund 50 Prozent senken, als Nachtarbeit sollte nur die Zeit von abends 9 bis morgens 6 Uhr in Betracht kommen. Kurzarbeit wollten sie von einem Tag zum andern festsetzen. Wichtig neu war die Lohnklasseneinteilung, die nach Berufs Jahren vorgenommen werden sollte. Die Entlohnung sollte sich regeln nach wie bisher nach Altersklassen nach der Anzahl der Berufsahre, so daß für die Lohnklasse A (früher bis zu 21 Jahren) zwei und drei Berufsahre, für die Lohnklasse B (bisher 21 bis 23 Jahre) vier bis sechs Berufsahre und für die Lohnklasse C (bisher über 23 Jahre) sieben Berufsahre nachgewiesen werden sollten. Dabei hatten aber die Prinzipale vorgeesehen, daß ein Berufsahre nur in Anrechnung kommt, wenn der Gehilfe im Jahre mindestens 6 Monate in einem Betriebe beschäftigt gewesen ist. Man kann sich ausrechnen, wie lange unter Umständen bei der gegenwärtigen großen Arbeitslosigkeit ein Gehilfe warten muß, bis er in den Genuß des Spitzenlohnes kommt. Auch vergewaltigte man sich die Auswirkung für die Hilfsarbeiter.

An der Feiertagsbezahlung wollten die Unternehmer ebenfalls Geschnitztes machen; sie wollten anstatt 8 nur 5 Feiertage bezahlen. Sonn- und Feiertagsarbeit sollte um die Hälfte gekürzt werden. Die Stafflung der Überstundenbezahlung wollte man beseitigen und einheitlich 20 Prozent Ausschlag bezahlen. Außerdem sollten nur die Stunden als Überstunden berechnet werden, die über die 48stündige Wochenarbeitszeit hinausgingen. Daß sie den bezahlten Urlaub verschlechtern wollten, wird kein Mensch mehr wundernehmen; sie wollten die Urlaubstage glatt um die Hälfte kürzen.

Für diese „bescheidenen“ Wünsche — wir haben nur einige kurz erwähnt — fanden die Unternehmer allerdings auf der Gegenseite kein Verständnis. Ihnen wurde klar und deutlich zu verstehen gegeben, daß die Gehilfenvertretung nicht im entferntesten daran denke, noch so nebenbei durch die Fassung des Manteltarifs einen Lohnabzug hinzunehmen. Darum wird die Unternehmer auch die Forderung der Verbände, die Anträge des § 6 Ziffer 4a bis 4d des Unternehmerentwurfs zurückzuziehen, kaum überrascht haben, wenn sie auch so taten. Jedenfalls antworteten sie auf diese Forderung am Ende des ersten Verhandlungstages mit folgender Erklärung:

Ihnen wurde am Beginn des zweiten Verhandlungstages eine gemeinsame Gegenerklärung überreicht, die folgendes besagt:

Die Gehilfenvertretung stellt fest, daß von ihr nicht in einseitiger Weise nur die Zurückziehung der Anträge des Deutschen Buchdrucker-Vereins zu § 6 Ziffer 4a bis 4d (Lohnklassen, Sparten- und Ortszuschläge) seines neuen Tarifentwurfs als Voraussetzung für einen Eintritt in Verhandlungen über den materiellen Teil des Tarifs gefordert worden ist. Sie hat sich vielmehr bereit erklärt, gleichzeitig auch die von den Gehilfenorganisationen zu § 4 Ziffer 4a und 4b des jetzigen Tarifs gestellten Anträge zurückzuziehen.

Wegen der in den Anträgen des DBV. zum § 6 seines völlig neuen Tarifentwurfs geforderten Lohnsenkungen müssen die Gehilfenverbände eine weitere Verhandlung über diesen Vertragsentwurf ablehnen. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Gehilfen nach der durch die Notverordnung vom 8. Dezember 1931 geschaffenen Lage lassen solche Verhandlungen nicht zu.

Die Unternehmervertreter entnahmen dieser Erklärung der Gehilfenvertretung, daß auf eine weitere Verhandlung kein Wert mehr gelegt werde und für sie keine Möglichkeit bestehe, die Verhandlung fortzusetzen. Ein kurz begründeter Antrag der Gehilfenvertretung, die Verhandlungen zu vertagen, wurde von den Unternehmern abgelehnt mit dem Hinweis, das Zentral-Schlichtungsamt entscheiden zu lassen. Ihnen würde bedeutet, daß die Arbeitervertreter diese Instanz nicht anrufen werden. Damit waren die Verhandlungen aufgelogen.

Der „Korrespondent“ sagt mit Recht zu dem Abbruch der Verhandlungen:

Daß es die Kollegenchaft im ganzen Reich mit Recht nicht mehr hätte verstehen können, wenn nach Feststellung dieser geradezu unverantwortlichen Zumutungen der Gehilfenchaft gegenüber auch nur noch eine Stunde länger auf dieser Basis weiter verhandelt worden wäre, glauben wir als selbstverständlich voraussetzen zu müssen. Trotz des besten Willens aller Organisationsvertreter der Gehilfenchaft, einen völlig ergebnislosen Abbruch der Verhandlungen so lange wie irgend möglich zu vermeiden, blieb ihnen schließlich doch nichts anderes übrig, als, wie wir schon in voriger Nummer angebeutet haben, eine immerhin nicht ganz gefahrenlose Freiheit auf tariflichem Gebiet einer entsetzenden Knechtschaft für die Zukunft unbedingt vorzuziehen, und daher lieber auf eine Fortsetzung solcher Verhandlungen zu verzichten.

Da der Tarif erst am 30. April abläuft, ist noch genügend Zeit zu neuen Verhandlungen und gar kein Grund zu besonderer Eile gegeben, wie sie die Unternehmenseite erkennen läßt. Jedenfalls werden sie damit rechnen müssen, daß es, so wie sie wollen, nicht geht. Wenn sie Ruhe und Frieden im Gewerbe haben wollen, müssen sie ihr Verhalten von Grund auf ändern. Die Arbeiterchaft des Buchdruckergewerbes ist nicht gewillt, ihre ohnehin recht kärglichen Verdienste noch weiter schmälern zu lassen.

Schönkonjunktur vor den Arbeitsgerichten

Man sollte meinen, daß die außergewöhnlich hohe Arbeitslosigkeit den Massenandrang zu den Arbeitsgerichten vermindert hätte. Dies ist aber nicht der Fall. Beim Arbeitsgericht Berlin wurden im Jahr 1931 rund 22 000 Klagen eingereicht, gegen 69 000 im Jahre 1930.

Während also in den Fabriksälen und Büros die Tätigkeit immer geringer wird, ebbt der lebhafteste Verkehr in den Gebäuden der Arbeitsgerichte keineswegs ab. Hier wird der stille Kampf um Arbeiterrechte ausgefochten. Durch die von den Gewerkschaften geschaffenen sozialpolitischen Gesetze vermag der Arbeiter oder Angestellte sein Recht nicht ohne Erfolg zu finden. Als Anwälte fungieren hier in den meisten Fällen Gewerkschaftsangehörige, die sich je länger, je besser zu guten Rechtskennern und Verhandlern entwickelten.

Arbeitsbeschaffungspläne des Reichsarbeitsministeriums

Den vielen Plänen zur Überwindung der Wirtschaftsnote wurde ein neuer Plan hinzugefügt, der von der obersten zustehenden Behörde in Deutschland, dem Reichsarbeitsministerium, ausgeht. Das RAM. glaubte sich dem Drängen großer Teile der Bevölkerung, der würgenden Deflation Einhalt zu gebieten, nicht mehr entgegenstemmen zu können.

Der dem Reichskabinett vorgelegte Entwurf für ein Arbeitsbeschaffungsprogramm soll sich hauptsächlich nach drei Gesichtspunkten auswirken: Zuzählige Arbeitsbeschaffung, Ausdehnung des freiwilligen Arbeitsdienstes und Arbeitsförderung durch das Krümpersystem. Bei Durchführung dieses Programms hofft man 200 000 Arbeitslose für die Dauer eines Jahres direkt und etwa 400 000 weitere Arbeitslose indirekt zu beschäftigen. Es handelt sich um zusätzliche Aufträge bei der Reichsbahn und der Reichspost, um Bau und Regulierung von Landstraßen, um landwirtschaftliche Meliorationen, um den Bau von Kleinwohnungen und um Schutzmaßnahmen bei Wassertragen. Die Ausdehnung des freiwilligen Arbeitsdienstes soll durch eine Erweiterung des Personentrafes erfolgen. Ferner soll die Dauer der Unterstützung der im Arbeitsdienst Beschäftigten über 26 Wochen hinaus verlängert werden. Das Krümpersystem hofft man hauptsächlich im Kohlenbergbau zur Anwendung zu bringen.

Das RAM. schätzt den Betrag, der zur Verwirklichung des Arbeitsbeschaffungsplanes notwendig ist, auf 1,2 Milliarden Reichsmark. Das Reichsfinanzministerium und das Reichswirtschaftsministerium haben bereits ihre Stimme gegen den Plan erhoben, so daß man den Beratungen des Reichskabinetts mit einer gewissen Skepsis entgegensehen kann. Dessenungeachtet sehen wir wenigstens den Versuch, dem Problem der Arbeitsbeschaffung energisch zu Leibe zu gehen. Der Entwurf erfüllt die Hoffnungen der Gewerkschaften nicht. Immerhin ist es ein Versuch, der Beachtung verdient. Der Gewerkschaftskongress am 13. April wird der Öffentlichkeit in Deutschland eindringlich zu Gemüte führen, daß Halbheiten bei der großen Arbeitslosigkeit in Deutschland keineswegs am Platze sind. Nur ernste Maßnahmen, von großzügigen Gesichtspunkten geleitet, vermögen hier zum Ziele zu führen.

Arbeitsbeschaffungspläne des Internationalen Arbeitsamtes

Der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, Albert Thomas, hat kürzlich bei der deutschen Regierung vorgeschlagen, um ihr die vom I.A. ausgearbeiteten Pläne zur Arbeitsbeschaffung im internationalen Maßstab vorzulegen. Die internationale Arbeitsbeschaffung, so erklärte Thomas gegenüber einem Vertreter des „SP.-Dienstes“, sei keine hoffnungslose Sache. Auf die Frage, ob das I.A. Geld zur Arbeitsbeschaffung habe, hat dieses geantwortet: Erst sei die Aufstellung eines Planes notwendig, ehe man an die Heranschaffung von Geld zu denken habe. Je besser und solider ein Arbeitsbeschaffungsplan ausgearbeitet ist, desto mehr Aussicht hat er auch, finanziert zu werden.

Thomas erklärte weiter, daß Ende März in Paris eine neue bedeutende Verhandlung zur Förderung der internationalen Arbeitsbeschaffungspläne stattfinden würde. Das I.A. treibe danach, auf dem Wege internationaler Arbeitsbeschaffung in Europa den Frieden anzubahnen. Borecht wolle man ein Abkommen für den Kohlenbergbau zu schaffen versuchen. Die Aussichten hierfür sind keineswegs ungünstig. Das I.A. würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn es ihm gelänge, greifbare Resultate auf dem Gebiete der Arbeitsbeschaffung zu erreichen.

Die Frau als Volkswirtschaftlerin

Nach einer zuverlässigen Schätzung des Instituts für Konjunkturforschung wurden im vorvergangenen Jahre von deutschen Einzelhändlern für 31,5 Milliarden Mark Waren verkauft. Davon kamen 1,5 Milliarden auf Lebensmittel, 9 Milliarden auf Bekleidung und 2,5 Milliarden auf Möbel und Hausrat. Für Luxusgegenstände, wie Kunstwerke, Juwelen, Autos, Bücher und andere Kostbarkeiten, wurden 5 Milliarden ausgegeben. Wer kauft denn nun alle diese Waren und Güter ein? Unbestritten ist es die Frau, die in der Öffentlichkeit zahlennmäßig weitaus am meisten als Käuferin in Erscheinung tritt. Ihr Vorrecht ist es gewissermaßen, mit ihrem Kasse- und Wirtschaftsgeld oder mit dem eigenen Verdienst das Wirtschaftsleben im Gang zu halten. Ist, wie jetzt, die Kaufkraft stark geschwächt, so erleidet der Einzelhandel große Einbußen im Umsatz. Manchem drängt sich die Frage auf: Ist denn die Frau wirklich so geschäftstüchtig, daß sie — als Gesamtheit betrachtet — mit Milliardenwerten richtig umzugehen versteht? Hört man doch oft ganz harte Urteile über die angebliche Unfähigkeit der Frauenwelt, volkswirtschaftliche Fragen, die über den engen Rahmen der Haushaltsführung hinausgehen, meistern zu können. Wir zählen uns nicht zu diesen Zweiflern und Kritikern. Doch meinen auch wir, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Frauen dazu zwingen, etwas tiefer in die Zusammenhänge des Wirtschaftslebens einzudringen, damit sie ihre Käufermacht geltend machen können. Wie aber kann dies geschehen?

Die Frau wird im allgemeinen — Ausnahmen bestätigen die Regel — bestrebt sein, gut und preiswert einzukaufen. Sehr viele Frauen sind wahrhaftig unüberwindlich im Ausfindigmachen von billigen Bezugsquellen. Will der Kaufmann sich seinen Gewinn nicht schmälern lassen, so muß er schon nach Methoden suchen, um die Frauen zu überlisten. Er kennt doch ihre Geheißworte, ihre Stärken und auch — ihre Schwächen. Hunderttausende von Frauen laßt er durch verführerische Inzerate, Werbeschriften, Bildreklamen, Vorzugsangebote, Zugaben, Rabatte, Kamischpreise oder durch irgendwelche Tricks anzulocken. Die Erfahrung lehrt, daß sich sein Appell meist — für ihn — recht gut bewährt. Nur mit der vermeintlich überlegenen Billigkeit hat es, wenn man die gebotene Warengüte näher ansieht, einen Haken. Der Kaufmann hat nichts zu verfechten. Wohl kann er durch große Abhänge warentverbilligend wirken, aber nur zum geringen Teil wird er den Vorteil seinen Abnehmern zugute kommen lassen. Der wortgewandte Verkäufer muß es verstehen, vor allem den Vorteil des Geschäftes zu wahren. Was richtet der Käuferin gegen ihn aus, wenn sie sich überfordert glaubt? Das einzige ist, daß sie vom Angebot keinen Gebrauch macht oder den Kaufmann nicht mehr mit ihrer Kundshaft beehrt. Erst einer organisierten Verbraucherschicht wird es möglich sein, ihren kollektiven Willen der ganzen Industrie und dem Einzelhandel kundzutun. Solange es aber eine privatkapitalistische Profitwirtschaft gibt, wird es den kapitalistenfreundlichen Hausfrauenvereinen, die seit langem schon bestehen, nicht gelingen, wesentliche Änderungen der im Handel bestehenden Gepflogenheiten zur Täuschung der Käufer herbeizuführen und sie vor Überforderung ganz zu schützen. Denken wir doch nur an die offensichtliche Sabotage des Preisabbaus durch die Industrie- und Handelskreise! Da müssen also schon andere Wege beschritten, andere Mittel gesucht werden, um dem ganzen System der kapitalistischen Mißwirtschaft auf den Leib zu rücken.

Die Arbeiterkassette ging auch in dieser wichtigen Frage vor Jahrzehnten schon ihre eigenen Wege. Sie schuf Verbraucherorganisationen, die dazu gegründet wurden, damit die Mitglieder die vielerlei für die Lebens- und Haushaltsführung notwendigen Waren aus eigenen Betrieben zu günstigen Bedingungen erhalten sollten. Die Konsumvereine sind es, die heute schon Millionen von Familien auf diese Art versorgen. Ihre Spitzenorganisation, der Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften, gibt den im vergangenen Jahre erstellten Umsatz mit rund drei Milliarden Mark an. Seine Einkaufsabteilung ist die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine (GGG). Sie erzeugt bereits in ihren Eigenbetrieben jährlich für rund eine Milliarde Waren mit der Marke (GGG) und setzt sie an die angeschlossenen Konsumgenossenschaften ab.

Welches sind denn die Vorteile, die der Frau und ihrer Familie aus ihrer Mitgliedschaft bei der Konsumgenossenschaft entstehen? In wenigen Worten läßt sich dies sagen: Gute Ware, volles Gewicht, niedrigster Preis! Durchschnittlich sind die Preise niedriger als im privaten Einzelhandel, weil ja die Konsumgenossenschaft im Gegensatz zum privaten Unternehmen auf große Gewinne nicht abzielt. Die Überschüsse gelangen zum großen Teil als Rückvergütung an die Mitglieder nach Maßgabe des von diesen erreichten Jahresumsatzes zur Ausschüttung. Ein weiterer, sehr wesentlicher Vorteil ist es, daß das Konsummitglied durch die von ihm gewählten Vertrauensleute zur Generalversammlung und zum Aufsichtsrat ein sehr weitgehendes Mitbestim-

Den Frauen

Ich habe immer an die Frauen geglaubt.
Es gibt welche, die wie Märchen sind,
Wie Träume sind
Im singenden Sommerwind,
Und welche, die ganz groß und stark
In die Zeit sehn,
Und Leid selber fühlen und zu heilen verstehen
Und den schweren Gang der Mütter gehn,
Die Zukunft im Schoß . . .

Ich habe immer an das Mütterliche geglaubt,
Das die Menschen zum Guten bezwingt,
Mit Liebe feindliche Welten durchdringt
Und um das Höchste der Erde ringt:
Ewigen Frieden!
Frieden, den keine Macht mehr zerschlägt.
Und die Mutter, die diesen Gedanken trägt,
Zu allen Müttern aller Weltteile trägt:
O gesegnet das Weib, das berufen ist,
Künderin dieses Gedankens zu sein,
Und wenn sie stirbt und nur eine von tausend
Stufen ist:
Nachstürmen werden die Schwestern,
Von denen jede, ja jede berufen ist,
Und eine wird Siegerin sein
Und den Mann von seinem unmenschlichsten Tun:
Dem menschenmordenden Krieg, befrei'n . . .

Ilse Gellmann.

mungsrecht besitzt. Die Leiter, Angestellten und Arbeiter der Konsumgenossenschaft wiederum fühlen sich der Mitgliedschaft gegenüber für ihre Tätigkeit verantwortlich. Mit der zunehmenden Stärke der Konsumgenossenschaftlichen Bewegung wächst ihr Macht einfluß auf die Preisbildung der Privatwirtschaft, auf die verkehrte Zoll- und Wirtschaftspolitik des Reiches und auch auf die Sozialpolitik. Gerade das ist sehr wichtig. Die Konsumgenossenschaft sucht zu beweisen, daß es durchaus möglich ist, den Arbeitnehmern in gut und hygienisch eingerichteten Betrieben erträgliche Arbeitsbedingungen zu gewähren. So stellt also die Konsumgenossenschaftsbewegung schon heute einen starken Machtfaktor im wirtschaftlichen Leben dar. Schöpfen sich erst noch die Millionen von Frauen der Konsumgenossenschaft an, die heute noch an das Märchen vom billigen Jakob glauben, das ihnen ihr Kaufmann erzählt, so würde dieser viel gewaltigere Machtfaktor ganz wesentlich gewichtiger in die Debatte über die Umgestaltung der ganzen Wirtschaft geworden werden können. Die erwerbstätige Frau, die aus eigener Erfahrung weiß, wie ungeheuer schwer es jetzt ist, den Lebensunterhalt zu verdienen, wird gewiß nicht länger zögern, volkswirtschaftlich zu handeln, das heißt sich zu günstigen und vorteilhaften Einkaufsgelegenheiten zu sichern, wie sie ihr durch die Konsumgenossenschaft geboten werden.

W. R.

Stilles Heldentum

Die Frauen der Gewerkschaftler in bitterster Notzeit

Nach Meinung unserer Gewerkschaftler geht es „wahrhaftig Heldentum“ nur in verdrehten Schlingensiefeln und im Herenabbat wahnwitzigen Wölkergemehls.

Man sollte diese Gewalttäter in die Wohnungen der Arbeiterschaft führen und ihnen das Wirken der Proletarierfrauen zeigen. Hier wird mit der täglich wachsenden Not und dem immer drückender werdenden Sorgen ein Kampf geführt, der ohne Übertreibung heldenhaft genannt zu werden verdient. Es ist für den Ernährer der Familie gewiß ein bitteres Los, von Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit betroffen zu werden. Aber es ist oft noch schwerer für die Frau aus dem schaffenden Volke, unter solchen Voraussetzungen überhaupt noch zu wirtschaften. Die farge Rechnung der proletarischen Haushaltsführung wird allzuoft durch Lohnabbau oder Unterstützungseinstellung über den Haufen geworfen. Immer denkt dann die Familie: Mutter hat's schwer, aber sie wird's schaffen. Und wenn es dann doch geschieht, wird der Hunger von Mann und Kindern ferngehalten, dann vermag vielleicht nur eine selbst von hundert Sorgen beladene Frau zu ermessen, wieviel Entbehrung die Mutter selbst sich auferlegt und wie sie jeden Pfennig dreimal umgedreht hat, ehe sie ihn ausgab.

Es gibt auch heute noch Frauen — die Modezeitungen der „vornehmen Gesellschaft“ bestärken es uns —, die in lebhafter Sorge sind, daß sie im Frühjahr und Herbst nicht den sogenannten „letzten Schrei der Mode“ überhören. Einmal modisch nicht ganz auf der Höhe zu sein,

bedeutet ihnen eine Todssünde. — Ach, die Kleider Sorgen der proletarischen Frau sind anderer Natur als die der Luxusweiber des fatten Bürgeriums! Sie schauen nicht aus nach dem jeweils Neuesten! Ihr Streben geht dahin, alles Alte so lange zu verwerten, bis buchstäblich nur noch Feszen übrigbleiben, die nicht einmal mehr das Fleden lohnen. Vor der „großen Dame“, die sich in grauenhafter Notzeit gedankenlos dem Diktat geldraffender Modetönige beugt, efelt uns. Für die Arbeiterfrau, die bis in die Nächte für die Ihrigen näht, flickt und stopft, beugen wir Hochachtung.

Die Sakentregler haben die Parole ausgegeben: „Die Frau gehört ins Haus!“ Nun, in Hunderttausenden Proletarierfamilien würde es heute noch viel trostloser aussehen, wenn nicht so manche Arbeiterfrau, auf der Last der Hausarbeit und der Kinderzucht ruht, in der Erwerbsarbeit ihre Glieder rühren würde.

Mutter muß für alles sorgen und an alles denken. Sie ist so recht der Mittelpunkt, um den die Wünsche und Ansprüche der Familienmitglieder kreisen. So manches müde, abgerackerte Proletariemütterchen mag stille Tränen weinen, wenn der rauhe Zwang der Dinge sie nötigt, ein Verlangen, einen Wunsch oder eine Bitte der Ihrigen abzuschlagen, weil es über ihre Kraft geht. Doch wie ein warmer Sonnenstrahl ist der Freudenblick aus ihren Augen, wenn sie helfen und geben konnte — auch wenn sie selbst entbehren mußte. Das Leben von vielen Hunderttausenden Arbeiterfrauen ist in diesem Sinne eine einzige Aufopferung.

Meistens ist die Frau auch der Finanzminister der Arbeiterfamilie. Die fargen Mittel wollen zwar fast nie reichen, aber sie müssen reichen. Auch dem Verbandskassierer wird sein Recht zuteil, denn Mutter weiß, daß der Verband die große Familie ist, deren Angehörige in der jehigen Katastrophengeit ebenso auf Gebeiß und Verberb zum Zusammenhalt gezwungen sind wie die Mitglieder der einzelnen Arbeiterfamilie. Wenn das Geßige der freien Gewerkschaften immer noch steht und der Sturmflut der Krise und der Reaktion zu trocken vermag, so gebührt ein Hauptverdienst daran den Frauen der Gewerkschaftskollegen, die das Wohl ihrer Familie wie der arbeitenden Klasse richtig erkannt haben.

All dieses Heldentum der Arbeiterfrau ist nicht unbedroht vom Schlächtertoben, nicht unwittrig von den stinkenden Schwaden der Giftgase. Aber wer will bestreiten, daß dieses stille Heldentum der Frauen unserer Gewerkschaftskollegen für die Weiterentwicklung der Menschheit und für den Fortschritt des Gedankens der Freiheit von ungleich größerem Wert ist?

Die Kräfte, die hier still werden und Großes schaffen, sind Kräfte des Aufbegehens. Sie sind inmitten des kapitalistischen Chaos Träger der neuen Zeit! Ha.

Die eheliche Fruchtbarkeit in den verschiedenen Ländern

Der Geburtenrückgang ist in den meisten Ländern zur Tatsache geworden. Die Bevölkerungszunahme geht viel langsamer vor sich als vor 20 oder gar 50 Jahren. Im neuesten Heft der Zeitschrift „Die Wirtschaftskurve“ bringt Ernst Kahn ausschlußreiche Berechnungen von 22 Ländern.

Nach der Kinderzahl geordnet, steht der irische Freistaat mit 4,40 Kindern je Ehe an der Spitze. Es folgen Japan mit 4,13, Spanien mit 3,90, Italien mit 3,86, Polen mit 3,40 usw. Etwa in der Mitte bewegen sich Österreich mit 2,50, die Tschechoslowakei mit 2,40, Dänemark mit 2,35, die Schweiz mit 2,23, Frankreich mit 2,18, England mit 2,0. Die niedrigsten Geburtenziffern haben Belgien mit 1,99, Deutschland mit 1,96 und die Vereinigten Staaten mit 1,88.

Nach der Geburtenziffer geordnet, stehen die Länder Ukraine mit 34,0, Japan mit 33,0, Polen mit 32,8, Bulgarien mit 30,1, Spanien mit 29,0 und Italien mit 26,0 je 1000 Einwohner an der Spitze. Von 22 Ländern bewegen sich 15 unter dem Durchschnitt von 23,7. Darunter die Tschechoslowakei mit 22,7, Frankreich mit 18,1, USA mit 18,9, Deutschland mit 17,5, die Schweiz mit 17,1, Österreich mit 16,8, England mit 16,3 und Schweden mit 15,4. Setzt man das Verhältnis der Geburten zu den Heiraten für 1913 = 100, so beträgt heute die Kinderzahl je Ehe in Japan 103,3, Frankreich 90,5, Italien 87,1, Holland 79,0, die Schweiz 68,8, Schweden 56,0 und Deutschland 53,8. Der Rückgang der Geburtenzahl Deutschlands fällt besonders auf.

Die Länder mit katholischer Bevölkerung sind neben den Japanern am fruchtbarsten. Jedenfalls ist die Abneigung gegen das Kind eine internationale Erscheinung. Der kulturelle Höhestand einzelner Länder wird gekennzeichnet durch die Säuglingssterblichkeit. Diese war am höchsten in der Ukraine mit 15,7, es folgt Japan mit 14,2, Spanien mit 12,3, Italien mit 12; in Deutschland beträgt sie 9,6, in Holland 5,9 und in Schweden 5,7. In der Ukraine, also in dem gelobten Lande Sowjetrußlands, sterben dreimal soviel Säuglinge wie in Schweden. Der Geburtenrückgang ist zu einem internationalen Problem geworden.

Der Zauberhügel

(Fortsetzung.)

Es regnete seit Wochen. Kräftig, in warme Decken gehüllt lagen die Kranken in ihren Liegestühlen und starrten in das trostlose Grau des Himmels, dessen Schleifen nicht versiegen wollten. Es herrschte eine drückende Stille, man hörte nur das eindringliche Aufschlagen der Regentropfen. Die ominöse Bälge verschwand jetzt manchmal mehrere Male am Tage in der Himmelsfabrikation, um kurz darauf, unter dem Segeltuch die unheimliche Kluft, in der Richtung des verbotenen Durchgangs zu verschwinden.

„Sohn wieder der Knochenfarb!...“ stüsterte dann der eine Patient dem anderen zu, obgleich er wohl wußte, das auch jener das schauerliche Gefährt gesehen hatte. Es war ein unbewußtes Abreagieren, dieses darüber Sprechen.“

„Heute haben sie auch den Höder geholt!“, konnte Bubi eines Tages berichten. Höder war der hagere Mann, mit dem schmutzig-blonden Haar, der bei der Ankunft Feltz im Omnibus gegenüberlag. „Ich werde in einigen Wochen gesund werden, ich spüre es“, hatte er beim Anblick des Waldhelms damals zu Feltz gesagt.

Seitdem Feltz nicht mehr im Bette lag, brachte ihm Bubi mit Borklebe ähnliche Nachrichten. Er berichtete treuherzig über die in der Nacht vorgekommenen Blutstürze und unterließ es nicht, gleichzeitig mit großer Realistik das scheußliche Gefühl zu schildern, das den Betroffenen ergreift, wenn ganz plötzlich ein mächtiger Strom heißen, salzig schmerzenden Blutes ihm in den Mund dringt. Bubi ging in seinem Entgegenkommen soweit, den willenlosen Feltz in eines der Zimmer zu führen, dessen weiße Wand beinahe bis zur Decke mit dunkelroten Blutspuren bedeckt war.

Unberührt vom schlimmsten Wetter, von Todesfällen und allen übrigen Schauern blieb nur der Kellner Mizilinski. Seine Zuversicht war geradezu erstaunlich. Feltz ludte manchmal der Versuch, diesen unverwundlichen Optimismus zu erschüttern. Eindringlich und in düsteren Farben malte er dem Kellner den unaufhaltsamen Verfall der kranken Lunge vor. Mizilinski, eine Sekunde betroffen, bildete ihn mit großen Augen an, dann aber schüttelte er sich, gleich einem Hund, der aus dem Wasser tritt, und mit den imaginären Tropfen fielen auch sämtliche Fobien gehörten Worte von ihm ab. Und lachend sah er dem besämteten Feltz ins Gesicht.

Feltz schluderte seine Dicotid-Tablette hinunter und wollte sich der Wand zuwenden. Mizilinski aber sprach mit einem breiten Schmunzeln:

„Ich hab' mal meinem mißgelaunten Schwiegerater ein Dicotid gegeben. Der Alte ist sonst nicht eben, was man freigebig nennt, aber eine Viertelstunde, nachdem er die Tablette eingenommen hatte, schenkte er mir eine Zigarre. Das war seit dem Tage meiner Hochzeit nicht gesehen. Und fünf Minuten später griff der Schwiegerater nochmals in die Tasche: „Hier hast du Geld, hole Wein...“, sagte er.“

Feltz mußte diesmal mitlachen. Der Kellner sagte jedoch mit einem ihm ungewohnten Ernst: „Sie sollten sich das Dicotid abgewöhnen; später braucht man immer mehr davon.“

Mizilinski hatte recht. Feltz genügte schon kaum die gewohnte Tablette; nur mit List gelang es ihm ab und zu, sich eine weitere zu verschaffen. Er hatte bereits mehrere Male versucht, auf das glückseligende Medikament zu verzichten, aber ohne das grauenerregende Tabakritzen war die regnerische Nacht so tröstlich; der dunkle, entauberte Hügel so himmelhoch, und kein erschütterndes Schlag kam. Feltz war ein Vierteljahr im Waldheim. Der Arzt hatte es bisher vermieden, von einem chirurgischen Eingriff zu sprechen, aber Feltz sollte nicht dazu kommen, seine Krankheit zu vergessen. Der Tag war selten, an dem man nicht geprüft, auf irgendeine Weise untersucht wurde: Durchleuchten der Lunge oder das komplizierte des Magens, oder gar der Därme; Untersuchung des Kehlkopfs, der Ohren; Blutentnahme aus der Wene für die Blutentzung, aus den Fingerpitzen für das Stüßbild; Messung der Vitalkapazität und eine Reihe anderer Methoden. („Die Ärzte können bereits mit Sicherheit die Tuberkulose diagnostizieren; bloß helfen können sie sie nicht“, hatte jemand behauptet.) Jorgten dafür, daß sich dem Patienten unwillkürlich der Vergleich vom Motor aufdrängte, den man eines Schadens wegen in die Reparatur landete, und der jetzt immer wieder zerlegt wird, in der Hoffnung, vielleicht doch noch ein zeretztes Teilchen zu entdecken.

„Ihr Zustand hat sich bedeutend gebessert!“ empfing Feltz nach einer neuen Röntgenaufnahme mit fröhlichem Gesicht Dr. Steinbüsch. „Wir gedanken jetzt, Ihnen einen Pneumothorax anzulegen, an beiden Seiten, mit einem wenig Gluk können Sie dann bald geschlossen sein.“

„Geschlossen? zu sein, war die Sehnsucht aller Kranken mit offener Lungenlule.“

„Einen Pneu lasse ich mir noch gerne gefallen, Herr Doktor. Ich fürchte bloß, wer A gesagt hat, muß auch B folgen. Dem Pneu werden die Strangbrunnungen, die Exspirale, pleileistig gar die Blombe folgen; die Thoraxoplastik brauche ich ja mit meinem doppelseitigen Befund allerdings nicht zu befürchten...“ antwortete Feltz scherzend, jedoch heimlich gongnigt. „Übrigens, lagen Sie mir, Doktor Steinbüsch, warum sind selbst gehretete Ärzte gegen den operativen Eingriff?“

„Aus Ignoranz, lieber Herr!“ rief überzeugt der Stationsarzt. „Der Nichtspezialist weiß auf ziemlich wenig von der Kollapsoperation, die noch recht jung ist, und es gibt leider genug praktische Ärzte, vor allem der älteren Generation, die nur selten ein Fachblatt in die Hand nehmen...“

„Ja, was das anbelangt, Herr Doktor, mögen Sie vielleicht recht haben. Hören Sie, was mir unfänglich hier ein Patient erzählte. Er ging mit irgendeiner kleinen Beschwerde zu einem älteren Arzt und sagte ihm natürlich gleich, daß er einen doppelseitigen Pneumothorax habe. Als Antwort schälte der alte Herr nachsichtig. Er hatte keine Ahnung davon, daß man bereits seit Jahren den Pneu auch beiderseitig anlegt.“

„Na, sehen Sie!“ rief etwas gedämpft Doktor Steinbüsch. Feltz verdrachte eine unruhige Nacht. Bubi war am Abend gekommen und hatte einige Fälle misglückter Pneuanlagen erzählt: Lungenblutungen, hörsartige Rippenfellentzündungen waren die Folgen.“

An nächsten Vormittag jedoch ging alles glatt. Ein klein wenig Angst, vier Nadelstiche, und der Pneumothorax war an der rechten Seite angelegt. Als man Feltz in seinem Bette in das Zimmer zurückholte, fühlte er sich recht interssant. Und beinahe wie ein Held. Mählich verstand er, warum viele Kranke so kindlich stolz waren auf die erstleiten Operationen.

Feltz mußte drei Tage beinahe reglos liegen. Dann durfte er aufstehen, er kämpfte um Atem und empfand heftige Zer-

rungen im Brustfellraum. Die Atemnot wich nach einiger Zeit; die Schmerzen aber kamen bloß von den Verdauungen, meinte der Stationsarzt. Hüßlicher Trost, dachte Feltz und sah im Geiste bereits den elektrischen Brenner.

Es war wieder schönes Wetter. Und Sonntag. Schon gegen Mittag kam der erste Stoß der Besucher. Nach dem Effen stuteten dann sämtliche Kranken hinunter und zerstreuten sich im Park und im nahen Waldchen. Auch die Weiber waren da; sie trugen jetzt ihre eigenen Kleider und prominierten sich schnatternd und in Scharen wie Gänse. Blicke von Männern und Frauen bohrten sich hungrig ineinander, doch nur wenige überwandten die Scheu, sich zu nähern. Manche von den Kranken hatten jedoch unter den weißlichen Patientien eine „Kurzstange“, mit der sie, begleitet von den spöttischen Ausrufen und neidischen Blicken der übrigen, eilends im Walde verschwanden. (Fortsetzung folgt.)

Der Alte

Schon von der Straße hörte man ihn fluchen und schreien. Dann flog trachend die Tür auf. Jgel, der Wirt, flüchtete hinter den Schantkitt.

Ein Luftstrom zerriss den dicken Rauch, der unter dem Deckenbalken brodelte, die Petroleumlampe schwankte leicht hin und her und die Männer duckten sich hinter ihren Gläsern. In der Tür aber stand breitpurzig der Alte, schwanlend wie ein Mastbaum bei steilem Wind, das schlohweiße Haar zermeth, das Gesicht puterrot angelaufen, die knochigen Hände verkrampt um den schweren, knotigen Eigennippel. Jgel betretzte sich, obgleich er dazu nicht eigentlich berufen war, aber er tat es auf alle Fälle. Denn das war ein Anglied für jeden Wirt, den der Alte heimsuchte. So einen Kaufbold hatte nämlich die Welt noch nicht gesehen. Jgel bangte um die Eintrichtung seiner Schenke, und das mit Recht; es blieb wenig heil, wo der Alte umging. Manchmal hörte man wochenlang nichts von ihm. Dann arbeitete er als Fröhler, Holzstecht, Lorstieher oder Aderbauer irgendwo fern vom heimatklichen Dorf, und später beladen mit Silberalern wieder heimkehrt. Denn er konnte arbeiten, wie ein Teufel und fand daher trotz seiner ruhelosen Art stets wieder Dienst. Aber das Silber gersich ihm zwischen den Fingern, manchmal in einer Nacht. Und sein Durk kannte keine Grenzen, wenn er erst wieder anfang, zu trinten. In seiner Kaufstü hätte et mit dem Leibhaftigen angebunden; Furcht war ihm fremd, aber ihn, den Alten, fürchteten alle.

Daher war es mit einem Schlag ungemütlich im Raum, als der Alte eintrat. Er feuerte rüdingens die Tür ins Schloß, daß die Wand erdrönte, dann ging er langsam auf den Schantkitt zu. Seine flinten Augen, die unter den büchigen Brauen wie schwarze Kohlen funkelten, durchlosten das Gastzimmer, und keines der anwesenden Gesichter entging ihnen. Er sagte, mit einer breiten Geste in den Raum deutend:

„Eine Runde diesen Kopfbieden, aber plöhslich!“ Und über die Schulter hinweg trächte er noch: „Ihr seid eingeladen, Biehrreiber!“

In der großen Stille, die dem Eintritt des Alten gefolgt war, schob nahe der Türe einer der Bauern vorständig den Stuhl zurück, um sich zu drücken. Der Alte fuhr wie der Blitz herum:

„Hiergehoß! Ich schenke! Ich schenke! Ich schenke! Mein Schnaps etwa nicht gut genug? ...“ „Doch, doch“, sagte der Schulter kleinlaut und nahm mit einem Seufzer wieder Platz.

Damit schen der Alte vorerst zufrieden zu sein. Jgel stützte gefähigt von Tisch zu Tisch, um die Gläser zu füllen und so kam er auch an den etwas abseits gelegenen Tisch, an dem der Fremde lag. Es war ein junger Mensch, breitschultrig. Der feste, runde Hut lag tief über seinen Augen. Ein kleines Soldatenstüßerchen, mehrlach mit einem Strick umknotet, stand neben ihm an der Wand, ein verstaubter Mantel hing über den benachbarten Stuhl gebleitet. Der junge Mensch schien von weither gekommen zu sein. Jgels Neugier zerschlen an den einstilligen Antworten des Fremden. Als der Alte eintrat, hatte der Fremde sekundenlang den Kopf gehoben und ein schlächter, forschender Blick streifte die knorrige Gestalt des unwillkommenen Gastes. Dann senkte er wieder die Augen.

Während Jgel mit dem Vollschenten der etwa fünfzwanzig Gläser beschäftigt war, denn so viel Gäste mochten das Zimmer bevölkert, drehte der Alte den mit ihm Geladenen den breiten Rücken zu, sammelte sich über den Schantkitt und stürzte schnell vier bis fünf Gläser herunter, „auf Vorart“, wie er sich auszubringen pflegte. Er bediente sich selbst, was Jgel sich ohne Murren gefallen ließ, denn erstens hätten zwanzig feinesgleichen wenig gegen den Alten vermerkt, und zweitens war der Alte, was man auch immer sonst von ihm halten mochte, in Puncto Bezahmens eine ehrliche Haut. Als Jgel das letzte Glas, es war das Glas des Fremden, angefüllt hatte, wandte sich der Alte um, eine literische Schnaps zwischen den Fingern, seine flammennden Augen brannten dunkler in jedes ihm zugewandte Antlik und er sagte, mit den Stiefeln aufstampfend, daß der Staub von den verwitterten Bohlen hochsprang:

„Es lebe die Freiheit!“ Dieser Spruch war nicht neu, aber so, wie ihn der Alte zwischen den geschlossenen Augen Zähnen herdrückte, rann es den Bauern dabei wie Feuer über die Rücken. Und erschauernd sahen sie an der hinteren Wand den ins Riesenhafte verzögerterten Schatten des Alten, der nach oben in eine verkettete Flöße auslief. Gluk — Gluk — Gluk — Der Schnaps lief wie Wasser durch seine Kehle.

Auch der Fremde hatte getrunken, dann stellte er das Glas vor sich beiseiden auf den Tisch und starrte sinnend in die Luft. Etwas wie stille Traurigkeit empfing seine weitgeroiste Gestalt, und es war, als zitterten seine groben, sonnengebräunten Fäße vor ihm auf dem Tisch ein wenig. Allmählich erwärmte sich die Stimmung in der Schenke wieder, die Leute nahmen ihr unterbrochenes Gespräch auf, wenn auch flüsternd, und nicht ohne teils neugierige, teils schne Seitenblicke auf den Alten. Es mochte schon den Einbruch, als würde alles gut verlaufen und ginge diesmal ohne die übliche Schlägerei ab. Der Alte stützte sich schwer auf den Schantkitt, halblaute Worte vor sich hinmurmeln, die niemand zu deuten vermochte, vielleischt ein mal er selbst. Da ging die Tür auf und „Blag da!“ rief eine Helfere, peinlich herausfordernde Stimme. Zwei Gestalten lösten sich torfelnd aus dem Schatten der Türe, die heißen Hüte fresh im Gesicht, die Schnurrbärte zerwegen in die Luft heidend. Der erste Antdömling war ein krummiger, unterlehter Keel

in mittleren Jahren, in dieser Gegend nicht unbekant, ein Viehhändler aus dem benachbarten Kreis. Es war unföhner, in dem jungen Menschen, der ihm folgte, seinen Sohn zu erkennen. Dieses „Blag da!“ schien dem Alten zu gelten, der mit seinen vorgestülften Ellenbogen fast die ganze Breite der kleinen Schantkittes einnahm.

„Vanglamer, Püppchen!“ sagte der Alte, und wandte, wie aus einem Traum erwachend, den zweiten die irtzlichternden Augen zu. Jetzt erst erkannte der Viehhändler den Alten. Das Wort blieb ihm buchstäblich in der Kehle stecken. Das Herausfordern in seiner Miene war wie weggefallen, und er erlebte bis an die Halsespige. Aber der Alte kam jetzt in Fahrt. Unaufsalzbar, wie ein Gewitter, spielte sich das nunmehr folgende ab. Der Alte hob den Arm und trieb mit der flachen Hand den steifen Hut dem Viehhändler über beide Ohren. Dann langte er sich den Sohn herüber und während er ihn mit einem Arm festhielt, trankte er ihn aus einer frißigen Flasche, wie man einen Säugling zu tränken pflegt, mit Branntwein. Der junge Mensch hultete und stammelte, aber ohne Erfolg. Er glitt völlig benebelt neben dem Alten zu Boden. Inzwischen war es dem Viehhändler gelungen, sich aus der Umklammerung seines Hutrandes zu befreien. Er sah den Alten an und wollte etwas sagen, aber er kam nicht dazu. Denn er stülte sich im nächsten Augenblick von hinten aufgehoben, ein frißiger Luftzug wehte ihm die Ohren, und er landete als wirbelnder Knäuel draußen auf dem Rinnslein. Dies alles ging vor sich, ohne daß der Alte ein einziges Wort gesprochen hätte. Atemloses Schweigen und unenträglige Spannung herrschte. Jetzt zum ersten Male öffnete der Alte die harten Lippen und murmelte etwas, wie: man solle Familien nicht gewalttätig auseinanderreizen. Er trakt also den völlig erlebichten Sohn des Viehhändlers beim Nacktragen, schleifte ihn über die Bohlen zur Tür hinaus und legte ihn behufsam neben seinen Vater, der noch immer damit beschäftigt war, sein körperliches Gleichgewicht wiederzuerlangen. Dann kam der Alte zurück. Ein zerwegenes Feuer glom in seinen Augen. Jgel stand zitternd hinter dem Schantkitt und stützte vernehmlich auf. Denn er wußte, jetzt gab es kein Halten mehr. Der Alte ergriff mit jäher Hand eine neue Flasche und brüllte:

„Wir wollen jetzt ein Lied singen! Ihr singt alle mit, Biehrreiber!“ Und er begann mit hoher Stimmhöhe zu trächen:

„Roten Wein trank ich im Raum...“ Hier aber bemerkte er, daß der Fremde Schweigiam dahiel. den Kopf in die Hände gestückt... Seine Stimme überhüllte sich, und er brach den Gesang jäb ab. Er trat vor den Tisch des Fremden hin und stieß einen Stuhl, der im Wege lag, zurück, daß er trachend in die Ecke floh.

„Du singst nicht, Biehrreiber?“ fragte er leise. Der Fremde erhob sich mit einem Ruck. Jetzt, da er aufrecht stand, sah man, daß seine Gestalt der des Alten nichts nachgab. Er sagte mit ruhiger, klingender Stimme, die fremd klang, als hätte er die Sprache lange nicht mehr gesprochen:

„Ich singe nicht. Wir heßt die Luft zum Singen. Und Ihr, Alter, tütet besser daran, heimzugehen!“

Jgels Mund blieb offen vor Staunen, ein schwarzer, freibrunder Fleck. Die Bauern hoben die Köpfe. Der Alte stand einen Augenblick unbeweglich, nur seine Schnurrbärten bekten und sein schlohweißes Haar flatterte leicht in der Zugluft hin und her. Dann griff er zu. Aber er kam nicht mehr. Dem runden Kopf des Fremden schlief blitzschnell um seiner erhobenen Arm. Und so blieb sein Arm setundenlang reglos in der Luft. Sein Gesicht lief blaurot an vor Anstrengung. Aber er bradte den Arm des Fremden nicht goldbreit von der Stelle. Mit einem Fluch rief er sich los und sprang zurück. Der schwere Knüppel wirbelte in seiner erhobenen Hand. Wieder griff der Fremde zu. Es war eine tagenhafte, leichte Bewegung, kaum sichtbar durch den dichten Qualm, der die Rämpfenden umflog. Aber im nächsten Moment hielt er den Knüppel in der Hand. Er packte den schweren Stoc mit beiden Fäusten und zerbrach ihn mit einem Ruck, als wäre es ein Span, über dem hochschwellenden Knie. Dann warf er die beiden Stücke zu Boden. Der Alte aber war jetzt sinnlos vor Jora. Er packte einen schweren Stuhl und schleuderte ihn auf den Fremden. Der hing ihn im Hzuge auf. Sekundenlang überlegte er, dann ließ er den Stuhl aus den Fingern gleiten. Er trat einen Schritt vor, und es schien, als wollte er sprechen. Aber der Alte stürzte auf ihn los wie ein Besessener. Und mit seinen gespreizten, knochigen Fingern traktete er den Fremden über das Gesicht. Rote, dünne Nadeln sprangen aus der Spur seiner Finger. Und da entrang sich der Brust des Fremden ein Seufzer, und packte mit beiden Händen den Alten bei den Hüften, hob ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn gegen einen der gegenüberliegenden Tische. Die Bauern schlütketen aus dem Bereich des Kampfes. Schwer trachte der Körper des Alten gegen das Holz, und er landete zwischen den Splittern und Stücken des zertrümmerten Tisches. Sein flammenber Blut schrie sich in das Gesicht des Fremden. Er wollte aufstehen, aber er konnte nicht. Jetzt weiteten sich seine Augen in lertkammern Glanz. Grenzenloses Staunen zeigte seine Miene. Dem Fremden war der Hut vom Kopf gefallen. Schwarzes Haar fiel wirz über die fühlte, sonnengebräunte Stirn. Und aus dem Raum und dem Staub, den der Kampf aufgewirbelt hatte, tauchte sein Gesicht vor den ausgefrenpt späbenden Augen des Alten auf. Und es liel wie Sonne über das zerfurchte Antlik des alten Verletzerten.

„Michal!“ sagte er in die Stille hinein. „Du bist heimgekommen?“ Der Fremde schälte, während er den Alten behufsam aus dem Trimmerhaufen auflas. „Und du bist noch immer der alte, Vater. Seit zwölf Jahren hat sich hier nichts geändert.“

„Der Kampf hatte dem Alten hart mitgeteilt, aber er richtete sich trampftauf auf und rekte die knorrige Gestalt gewaltfam. Im andächtigen Schweigen hustete einer der Bauern in der Ecke. Und da kam es dem Alten zum Bewußtsein, daß er unterlegen war. Wie ein Blitz fuhr er herum und starrte mit teuflischer Miene in die Richtung.

„Wer hustet da?“ murkte er wie ein sprungbereiter Hammer. Niemand antwortete. Und während sich seine Miene allmählich wieder glättete und er, auf keinen Sohn gestickt, langsam zur Tür kampte, brumnte er noch:

„Denn hier hat nur einer zu husten, ihr Biehrreiber, und das bin ich!“

Die Bauern, die nahe an der Tür saßen, hörten noch erschauernd die Stimme des Alten von der Straße herauf, großend wie ferner Donner.

„Denn hab' ich's aber gezeit! Wie?“

Dann würden die zwei von der Nacht verschluckt!

Aus den Zahlstellen

Danzig. In der Versammlung am 24. Februar gab Kollege Schierst (Stettin) einen ausführlichen Bericht über die bisherigen Mantelartikelforderungen im Schiedsgerichtsverfahren und teilte den am 23. Februar gefällten Schiedspruch mit. Nach einer äußerst lebhaften Aussprache wurde der Schiedspruch in gehobener Abstimmung abgelehnt. In der Generalversammlung am 10. März gab der Vorsitzende den Geschäftsbericht über das verlossene Jahr, in dessen Mittelpunkt der Tarifkündigung von Seiten der Arbeitgeber, die Verhandlungen und die Verbindlichkeitsklärung des Schiedsgerichts standen. Die Verarmungslage ist sehr reger. 4 Klagen wurden beim Arbeitsgericht geführt, von denen zwei Erfolg hatten und den Betroffenen die Summe von 350 G. einbrachten. Der Kassierer ermittelte den Jahresjahresbericht. Die Gesamteinnahme betrug 12 353,80 G. Hieron entfielen auf die Hauptliste 8 749,50 G., auf die Annullidentliste 1908 G., auf die Ortliste 2 711,10 G. Das Vermögen der Ortliste verringerte sich im letzten Jahr um 116,54 G. von 2 264,88 G. auf 2 148,34 G. An Arbeitslosenunterstützung wurden gezahlt aus der Hauptliste 1 756,20 G., aus der Ortliste 878,10 G. An Krankenunterstützung wurden aus der Hauptliste 740,40 G. gezahlt. Der Mitgliederbestand betrug am Schluss des Jahres 251. Davon sind 60 Kollegen arbeitslos. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurde Kollege Barwin einstimmig als Vorsitzender gewählt, nachdem Kollege Larm abgelehnt hatte. Die weiteren Wahlen ergaben folgendes Resultat: 2. Vorsitzender Kollege Löpfer, Kassierer Kollege Dresehn, Schriftführer Kollege Schwerdt und Kollegin Haase, Revisoren Kollegin Krause, Kollege Larm und Kollege Kaminik. Es wurde dann auf Antrag des Vorstandes beschloffen, den Beitrag für den Graphischen Bund auf 325 G. pro Vierteljahr für das Jahr 1932 herabzusetzen. Sodann teilte Kollege Löpfer die Verbindlichkeitsklärung des Schiedsgerichts vom 23. Februar mit und gab Bericht über die Lohnverhandlung der Gehilfen vor dem Schlichtungsausschuss.

Dresden. In unserer Mitgliederversammlung am 5. März hielt Genosse Dr. Ehrlich aus Wien einen aktuellen Lichtbilder- und Filmvortrag über das Thema: „Die Kartelle und das Jbren.“ Der Vortrag behandelte in wirtschaftsvoller und origineller Art Wirtschaftsprobleme und zeigte den Hörern die verschiedenartigen Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaft. Der Vortragende fand mit seinen Darlegungen bei der Versammlung großen Anklang. Eine Aussprache erfolgte nicht, ein Beweis dafür, daß alle Ausführungen von den Anwesenden verstanden worden sind. Genosse Dr. Ehrlich verstand es ausgezeichnet, seine Gedankengänge mit Hilfe wohlüberdachter Lichtbilder und seines Filmes, der mit kleinen Spielplanen und Tildaufnahmen belebt war, den Anwesenden fest einzuprägen. Er lenkte bei der Erläuterung die volle Aufmerksamkeit der Zuhörer auf gewisse Eigenarten unserer Wirtschaft und auf manche Widerstände des kapitalistischen Betriebes. Kollege Herrmann dankte dem Genossen Dr. Ehrlich und sprach sein Bedauern darüber aus, daß der Besuch der Versammlung für kürzere war. Dann berichtete Kollege Herrmann in kurzen Worten über die von den Unternehmern erfolgte Kündigung des Mantelartikels für das Buchdruckgewerbe und skizzierte in groben Umrissen die gegebene Situation. Eine Aussprache zu diesem Bericht fand nicht statt, die Anträge der Ortsverwaltung zur Tarifberatung wurden einstimmig angenommen.

Chemnitz. Unsere Jahreshauptversammlung hatte auch diesmal wieder einen recht zufriedensstellenden Verlauf. Kollege Fiedewitz nahm das Wort zum Geschäftsbericht und hielt Rückschau auf das hinter uns liegende Geschäftsjahr 1931. Wenn ein Historiker einst die Geschichte unserer Zeit schreibt, so wird er dem Jahr 1931 ein besonderes Kapitel widmen müssen. Massenarbeitslosigkeit und wirtschaftliche Sorgen waren die Zeichen, unter denen das Jahr 1930 zu Ende ging, aber noch viel größer waren diese beiden Begleiterscheinungen für das Jahr 1931. Diese gegenwärtige internationale Krise mit ihren furchtbaren Auswirkungen auf die arbeitenden Schichten lüch die politische und wirtschaftliche Reaktion für ihre Zwecke auszunützen. Der katastrophale Lohn- und Gehaltsabbau der arbeitenden Bevölkerung hat bei Millionen von Menschen und Familien furchtbare Not und unbeschreibliches Elend hervorgerufen. Ganz zu Schweigen von dem Massenelend bei den Arbeitslosen, Kurzarbeitern und Wohlfahrtsempfängern. Wie fast alle Zahlstellen im Reich, so hat auch unsere Zahlstelle besonders schwer zu leiden gehabt. Redner schilderte eingehend die Lohnverhandlungen im Jahre 1931 und den durch die Vierte Notverordnung erfolgten Lohnabbau sowie die Auswirkungen auf unser Gewerbe Weiter sprach Fiedewitz über das, was uns im neuen Geschäftsjahr bevorsteht. Er kennzeichnete die Stellungnahme der Prinzipale besonders zum Reichsstarif für das Hilfspersonal. Auch die weiteren Lohnabbauglisse der Unternehmer blieben nicht unerwähnt. Nun erläuterte Redner den geschäftlichen Teil sowie den Kassierenbericht. Die hohen Zahlen für Unterstützungen kennzeichnen am besten die katastrophale Notlage. Am Schluss seiner Ausführungen dankte Fiedewitz allen Funktionären und tätigen Mitgliedern für ihre treue Pflichterfüllung und Mitarbeit. Er richtete an die Versammlung den Appell, auch im neuen Geschäftsjahr dem Verband die Treue zu halten, damit die Pflichten und Vorhaben der Unternehmer an der Fertigkeit und Geschlossenheit des Verbandes scheitern müssen. Die Ortsverwaltung wurde in ihrer Gesamtheit wiedergewählt.

Leipzig. Jahres-Hauptversammlung am 15. März. Von wenig Erregtlichem sprach Kollege Beyer im Jahresbericht: Entlassungen, Stilllegungen, Kurzarbeit, Lohnabbau usw. kennzeichnen das Not- und Krisenjahr 1931. Naturgemäß brachten diese Zustände ein gerüttelt Maß von Verwaltungsarbeiten. Der Vorstand erledigte sie in zahlreichen Sitzungen und Verhandlungen mit den Betriebsräten und Geschäftsleitungen. Die Kollegenchaft ist in den Funktionärsitzungen und auch Versammlungen immer über die jeweiligen Begebenheiten unterrichtet worden. Die große Arbeitslosen-Ziffer (im Berichtsjahr sind 19 979 Kolleginnen und Kollegen durch den Arbeitsnachweis gegangen) macht den in Arbeit Stehenden zur Pflicht, ihren Beitrag regelmäßig abzuliefern. Die Bestrebungen der Unternehmer, die Arbeiter durch Stilllegungen zu zermürben, wurden vom Kollegen Beyer als moderner Menschenhandel gebrandmarkt. Die Stilllegungsverordnung, welche zum Schutz der Arbeiterchaft geschaffen ist, wurde durch die Kommentare als ein Schutz für den Unternehmer umgewertet. Anschließend schilderte Kollege Beyer die Beschwerden, welche die Unternehmer gegen seine Person als Unterhändler erhoben haben. Die Bestrebungen der Unternehmer, die Leistungslohn abzubauen, führten in verschiedenen Firmen (Dr. Karl Meyer, J. J. Weber, Heise & Beder usw.) zur Arbeitseinstellung. Durch das geschlossene Zusammengehen unserer Kollegenschaft konnte das rigorose Vorgehen obengenannter Unternehmer abgewehrt werden. Ein Kausstrichdienst der Spezialgarde der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei und einiger unorganisierter weiblicher Arbeitskräfte, die aber alle samt und sonders den Betrieb wieder verlassen mußten nach Rückkehr unserer ausländischen Kollegenschaft. Die Vertretung vor dem Arbeitsgericht und Landesarbeitsgericht zum Schutz unserer Kollegenschaft war im Berichtsjahr in erhöhtem Maß notwendig. Besonders wurde das Vorgehen einiger Tiegelbrüderangehörigen kritisiert, die zu Hilfsarbeiterinnen degradiert werden sollten. Das Streiterverfahren herüber wurde in der Berufungsinstanz zu unseren Gunsten entschieden. Leider waren die vier Kolleginnen so unvernünftig und verzichteten zugunsten der Firma auf die ihnen zugeprochene Nachzahlung von rund 500 M. Zur Mitgliederbewegung berichtete Kollege Schmidt. Laut zweijähriger Statistik hat die Arbeitslosigkeit zugenommen. Seit 15. Januar 1932 ist ein gewisser Stillstand zu verzeichnen, hervorgerufen durch Wette- und Wafstarbeiten. Die Zusammenstellung ergab, daß 47 Proz. arbeitslos, 34 Proz. Kurzarbeiter, 1 1/2 Proz. vorläufig abgemeldet und nur 17,70 Proz. Vollarbeiter vorhanden sind. Kollege Wolfen ermittelte den Kassierenbericht. Als Wirkung der Krise mühte im dritten und vierten Quartal der Hauptvorstand helfend eingreifen. Er läßt hierzu die einzelnen Tatsachen Reue passieren. Das Hauskonto wurde besonders eingehend behandelt. Dasselbe geht auf mit dem Notopfer der Gewerkschaften und Arbeitslosenleistungen, die teils durch den Ortsausschuss, im übrigen aber von Spenden der im Büro angefallenen Kollegen und Kolleginnen finanziert wurden. Der Schluss des ersten Quartals 1932 wird zeigen, ob sich eine Streckung der Geldmittel notwendig macht. Beim Bericht des Bildungsausschusses machte Kollege Springer auf die Bestreitungen des Reichsgerichtes, Krematoriums und der Hauptfeuerwache aufmerksam und bat um rege Beteiligung. Alle Berichte wurden ohne Disfussion zur Kenntnis genommen. Die Generalversammlung beschloß, den Vorstand von 9 auf 8 Mitglieder zu reduzieren. Zurüdgewiesen wurde der Antrag, die Wahl des Vorstandes im Betriebe vorzunehmen. Der Antrag, die arbeitslosen Mitglieder zu einem Verwaltungsbeitrag heranzuziehen wurde, da statutenwidrig, zurüdgewiesen. An Stelle des aus dem Bildungsausschuss auscheidenden Kollegen Seifarth wurde Kollege Nachalke neu gewählt. Unter Vorsitzendem wies Kollege Schmidt auf die rechtzeitige Wählung der ausgegebenen Statistikteller hin. Kollege Beyer schloß die Versammlung mit der Aufforderung, die Eisener Front zu fertigen. Alle Gewerkschaftsmitglieder, auch unsere Kolleginnen, müssen sich reiflos den Hammerchaften anschließen und in die Listen der Hammerchaften eintragen, denn die Notwendigkeit der Eisener Front habe mit der Reichspräsidentenwahl bei weitem nicht ihre Erlebigung gefunden. Jetzt muß erst recht für reiflose Beteiligung unter unseren Mitgliedern agitiert und gearbeitet werden.

Rundschau

Vertragung des Krisenkongresses der freien Gewerkschaften. Infolge der durch die Verordnung der Reichsregierung zur Sicherung des Heizfriedens für die Zeit vom 20. März bis 3. April d. J. in Kraft getretenen Ausgangung aller öffentlichen Kundgebungen konnte der vom 23. März nach Berlin einberufene außerordentliche Gewerkschaftskongress nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit und ohne Teilnahme maßgebender Regierungsvertreter abgehalten werden. Da jedoch solche Beschränkungen dem eigentlichen Zweck des außerordentlichen Krisenkongresses der Öffentlichkeit gegenüber in keiner Weise dienen könnten, außerdem auf die Anwesenheit der Regierungsvertreter nicht verzichtet werden kann, hat der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes beschloffen, den Kongress bis zum 13. April zu vertagen.

Fest, treu und pensionsberechtigt. Die Leipziger Berufsberatung hat Aufzeichnungen gemacht über die Berufswünsche der Schüler höherer Lehranstalten. Danach streben von 851 Schülern, die einen Berufswunsch äußerten, 363 in Beamtenberufe, 104 in technische Berufe, 193 in kaufmännische Berufe und nur 46 in handwerkliche Berufe. Man

erzieht hieraus, wie stark der Drang nach den Beamtenstellen ist. Jeder versucht möglichst eine feste Anstellung zu bekommen, da die schwankende Existenzgrundlage in Handel und Industrie den meisten als zu unsicher erscheint. Fest, treu und pensionsberechtigt lautet die Devise, innerhalb deren sich das Sinnen und Trachten vieler Menschen bewegt.

Sprachkurse in Groß-Berlin. Anfang April beginnen in der Sprachenschule der Arbeiter und Angestellten Groß-Berlins die neuen Anfängerkurse (Abendunterricht) für Teilnehmer ohne Vorkenntnisse in folgenden Sprachen: Englisch, Französisch und Russisch. Für Teilnehmer mit Vorkenntnissen werden besondere Mittel- und Oberstufe eingerichtet. Gleichzeitig beginnt ein Kursus „Nichtiges Deutsch“. Dieser Kursus wird behandeln: Mündliche und schriftliche Übungen in Rechtschreibung, Sprachlehre und Satzgebilde; Fremdwörterkunde, „mir“ oder „mich“, grammatikalische Schwierigkeiten, Schöner, Unterfertigung von Aufträgen usw. Der Unterricht in diesem Kursus beschränkt sich nicht nur darauf, die großen Fehler der Sprachlehrer zu bekämpfen, sondern will die Kursteilnehmer vor allem zu richtigem Sprechen und Schreiben der deutschen Sprache anleiten. Den Hörern wird somit die Möglichkeit gegeben, sich in diesem Kursus ein gutes Deutsch anzueignen. Zur Bedienung der Insolen wird für einen Kursus ein Beitrag von 10 M. erhoben. Erwerbslose zahlen die Hälfte. Die Lehrmittel werden in allen Kursten unentgeltlich geliefert. Anmeldungen (schriftlich oder persönlich) in der Geschäftsstelle der Sprachenschule: Berlin C 64, Rosenhainer Straße 11 (nahe S-Bahn Börse und U-Bahn Weinmeisterstraße). Das Schulbüro ist werktäglich außer Sonntags von 2 Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends geöffnet.

Belanntmachung

Die vertragschließenden Organisationen vereinbarten hiermit, daß in Betrieben, in denen in der Karwoche und in der Osterwoche kurz gearbeitet (auch tage- oder wochenweise ausgesetzt) wird, den Arbeitnehmern derjenige Lohn zu zahlen ist, der ihnen zustehen würde, wenn in die Lohnwochen vom 19. bis 25. März 1932 und vom 26. März bis 1. April 1932 keine Feiertage gefallen wären.

Eine Verlegung arbeitsfreier Tage zum Zwecke der Umgehung der Feiertagsbezahlung ist in den Feiertagswochen unzulässig.

Berlin, den 18. März 1932.

Deutscher Buchdrucker-Berein C. B.

gez.: Albert Frisch

gez.: Dr. Woelck

Verband der Deutschen Buchdrucker

gez.: Otto Krauf

gez.: Richard Barth

Verband der graphischen Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands

gez.: E. Prüßer

gez.: Ernst Brönke

Gutenbergsbund

gez.: Paul Brännt

Graphischer Zentralverband

J. A. C. Brönke

Literatur

Wohlfahrt - Arbeiterklub. Die große Kunst-Anstalt der freien Arbeiterbewegung. Der „Arbeiterklub“ hat und diesmal ein besonders erfreuliches Ueberbringer bereitet. In ganz großem Format, 32 Seiten stark, davon 20 Seiten reich bebildert in Zeichnungen besteht. „erzählt“ er von dieser Woche an unter dem Titel „Wohlfahrt - Arbeiterklub“. In ihrem neuen Gewände ist diese einzige Funkeleitschrift der freien Arbeiter, Angestellten und Beamtenbewegung allen 120 bürgerlichen Kunstblättern auch äußerlich mehr als ebenbürtig geworden, so daß sie gewiß reich viele neue Freunde finden wird. Sie kann bei jeder Postanstalt für 200 M. monatlich einschließlich Zustelgebühren, wie auch bei jeder Buchhandlung bestellt werden. Probehefte fordert man von der nächsten Buchhandlung oder vom Wohlfahrt-Berlin, Berlin SW 88, Lindenstraße 3. Dieser nimmt auch die Melddung von Verberern entgegen.

Unserm Vorstandskollegen **Freiz Müller** zu seinem 25jährigen **Geschäftsjubiläum** die herzlichsten Glückwünsche!
Der Vorstand der Zahlstelle Bielefeld.

Unserer lieben Kollegin **Elisette Klein** zu ihrem 25jährigen **Geschäftsjubiläum** (Mert & Coald) die besten Glückwünsche!
Die Mitglieder der Zahlstelle Groß-Steinheim.

Unserer lieben Kollegin **Auzie Reinhold** zur **Bermählung** die herzlichsten Glückwünsche!
Die Mitglieder der Zahlstelle Breslau.

Für die Woche vom 20. März bis 26. März ist die **Beitragsmarle** in das 13. Feld des **Mitgliedsbuches** oder der **Mitgliedskarte** zu leisten.

Verantwortlich für Redaktion: **S. Schuler**, Charlottenburg, Wehrhelfstraße 6, Fernruf: Amt Belding 1228. - Verlag: **S. Kubel**, Charlottenburg, Oeraustraße; **Verband der graphischen Hilfsarbeiter u. -arbeiterinnen Deutschlands**, Verbandsvorsitzender, Charlottenburg 9, Wehrhelfstraße 5. - **Verd:** Buchdruckereiwirtschaft Umbö., Berlin SW 61, Dreilindstraße 5.



Schafft euch mehr Lebensfreude

DURCH: **LINDCAR-FAHRRÄDER** AB 62,- RM
LINDCAR-NÄHMASCHINEN AB 141,- RM

WOCHENRATEN AB 2,- MARK

VERLANGT DEN HAUPTKATALOG

LINDCAR-FAHRRADWERK A.G., BERLIN-LICHTENRADE, GEWERKSCHAFTSUNTERNEHMEN